

Die Rheinlande

Monatsschrift für deutsche Kunst und Dichtung

Herausgeber: Wilhelm Schäfer

Dreißundzwanzigster Band
Januar — Dezember 1913

Verlag A. Bagel (Abt. „Rheinlande“), Düsseldorf

gesenkt: denn im Aufruhr der dionysischen wider die apollinischen Gewalten ist der Mann und Dichter Bürger gefallen. Apollinische Genien, Geister der großen Ordnung und festlichen Schönheit, hoben damals das deutsche Zeitalter ins Licht der Kultur — und Bürger stand in diesem Zeitalter, ein dionysischer Rebelle, voll unbefriedeter, wild begehrender Natur. Aber kein ebenbürtiger, jenen trotzigender Genius — als ein dionysisches Talent, erdrückt, verwirrt, zerrüttet, ist Bürger zugrunde gegangen im selben Jahre, da Schillers und Goethes Doppelgestirn eben vereint am Firmament hochstieg.

Bürger starb 1794 zu Göttingen und wurde 1747 auf 1748 in der Silvesternacht zu Molmerswende, einem kleinen Dorf im Halberstädtischen, geboren. Und es ist vielleicht das Charakteristischste dieses so unruhigen, aber so wenig „bewegten“ Lebens, daß es sich bei aller Unruhe und aller beständigen Empörung, bei allem Streben „loszukommen“, allem Drang in die Weite doch niemals ernstlich, nie anders als zu kurzen Ausflügen über diese paar Quadratmeilen niedersächsischer Erde hinausbewegt hat.

Gottfried August Bürger war der Sohn einer vielköpfigen Pfarrersfamilie von sehr mäßigem Wohlstand. Der besser begüterte Großvater Jakob Philipp Bauer nahm den wenig und schlecht erzogenen Knaben zu sich nach Aschersleben und ließ ihn erst dort, weiterhin in Halle, auf dem berühmten Franckeschen Pädagogium und dann auf der Universität, studieren. Von Halle kam Bürger an die Universität Göttingen, — ein etwas wüster Studiosus, an dem eine Neigung fürs Laute, eine robuste Sinnlichkeit und sehr mäßiger Arbeitsdrang, schon damals neben manchen edleren Qualitäten des Geistes und Herzens hervortraten. Seine Streiche stößten eine Zeitlang seinen Freunden und Gönnern Besorgnis ein, und erst der Einfluß des guten und damals allgeehrten Literaturpapas Gleim, der zu dem begabten Burschen eine Zuneigung faßte, scheint die wilden Wogen seines Studentenwandels etwas geglättet zu haben. Seine ehrliche und kräftige, gütige und begeisterte Art, mit Menschen umzugehen, warb ihm nun bald unter älteren wie gleichjungen einen Kreis tüchtiger Freunde. Nachdem er durch die theologische wie philosophische Fakultät geschlendert, brachte er mit einigem Fleiß seine juristischen Studien in Göttingen zum Ziel, und im Jahre 1772 bewarb er sich um die Amtmannsstelle auf den nahegelegenen Gütern der Uslarschen Familie. Dies einzige Mal in seinem Leben hatte er mit einer Bewerbung Erfolg; aber es war nicht zu seinem Glück. Er fand einen durch untaugliche Vorgänger völlig verwahrlosten Gerichtsstand vor, und er hatte weder juristisches Interesse noch geduldige Selbstüberwindung genug, um hier Ordnung zu schaffen; er kam aus Versäumnissen, Reprimanden, Strafgeldern, Anklagen und Argernissen aller Art nie heraus und verankerte dabei immer mehr in apathischen Abscheu vor seinem Amt und häufte so wieder den Verdruß. Dies Amt schien ihm schließlich das Glück der Kunst und alle Lebensfreude zu versperren. — Überdies: die Besoldung war schwach, und da Bürger zwar ohne sonderlich luxuriöse Bedürfnisse, aber ein herzlich

August Bürger.

Aus Bürgers erster Periode, deren Produkte sich durch einen bewußt verberben Ton erst wenig von der üblichen Bildungsspielerei der Rokokoanatreontiker unterscheiden, ist ein Liedchen auf uns gekommen, das „Herr Bacchus“ betitelt war, und später in ein etwas würdigeres „Bacchus“ umgedichtet wurde. Da wird in guter Trinkerlaune der Vorschlag gemacht, Bacchus zum Herrn des Parnasses zu erheben:

Auf, laßt uns ihn für den Apoll
zum Dichtergott erbitten!

Das ist ein harmloser Wiedermannschmerz. Aber Bürgers Dämon hat seinen tiefsten Sinn in das kindische Spiel

schlechter Wirt und ein passionierter Lotteriespieler war, so geriet er trotz mehrfacher beträchtlicher Erbschaften auch in Geldverlegenheiten, die eine dauernde, immer wachsende Verfinsternung seines Lebens wurden. Eine zwischendurch unternommene Gutspachtung schlug gänzlich fehl, und als Bürger endlich 1783 sein Amt niederlegte, und als Privatdozent nach der Universität Göttingen zurückzog, war er fast vermögenslos, und war verärgert, verbittert, geschwächt durch elf verlorene Jahre. Und all diese elf Jahre hat er unablässig ins Weite gelangt, hat Beförderung gesucht, Protektionen erbeten, Stellen erstrebt, Unternehmen geplant, Auswanderung erwogen, von Weltflucht geträumt — und war immer sitzen geblieben auf dem Amt in Gelliehausen. Sich verbrauchend, verbrodelnd, verstaubend — ohne Durchbruch, ohne Entschluß, ohne Flucht und Tat. Wohl war etwas von dionysischer Blut, etwas Schweifendes, Ausschweifendes, blutvoll Aufbegehrendes, Naturwildes in diesem Dichter — aber es war nicht frei, nicht gebietend genial in ihm. Es gab bürgerliche, schwerfällig behäbige, sinnlich kleine Züge in ihm, die ihn festhielten, zurückhielten: er konnte nie alles wagen, alles hinwerfen, und abenteuernd, schweifend davonziehen. Er konnte nur aufbegehren, murren und tragend verdampfen. So war er kein dionysisches Genie, das lachend oder hassend dem apollinischen Geiste freien ebenbürtigen Troß geboten hätte — er war nur das schwere Talent, das in freier Atmosphäre langsam ersticke.

Ein Talent hohen Grades freilich. — Der Göttinger Jurist, der als Amtmann nach Gelliehausen zog, war schon ein im engeren Kreise geschätzter Poet. Was er bis dahin hervorgebracht hatte an witzigen, erotischen Ländeleien und pathetischen Allegorien, erhob sich über die modische Durchschnittsproduktion der Vernunftzeit freilich kaum merklich, durch schmiegsame Glätte der äußeren Form etwa. Uns ergreift es heute freilich, wie hier in modisch leichter Art mit Dingen der Liebe gespielt wird, die dem Dichter bald zu schwererstem Schicksal werden sollten. Etwa wenn es am Ende eines langen tändelnden Huldigungsliedes heißt:

Daß dein Herz nicht übel wähle,
was dein Auge wohl erker:
Gott behüte, liebe Seele,
Gott behüte dich davor!

— Es erschreckt uns in diesem kräftigeren Anschlag die Vorahnung des zweimaligen vernichtenden Eheirrtums in Bürgers Leben; an sich bedeuten uns diese Poesien wenig, sie sind Spiel, nicht Leben. Aber in seiner und seiner Freunde Gesinnung war ein reineres Gefühl von Kunst, eine Sehnsucht nach stärkerer Poesie wach geworden. Instinkt wider Vernunftleier, Natur wider Formeltram! war die Losung, die niemand begeisterter aufnahm als Bürger. Klopstock, der Prophet übervernünftiger Gefühlsdichtung (der freilich sein gelobtes Land kaum selber betrat), das war ihr Meister; und Herder, der Bote Hamans, des Nordischen Magiers, des Genie-Lehrers, warf auch nach Göttingen seine Funken. Er zog dann weiter und weckte sich in Straßburg die begeisterten Jünger, die Jünger der „Naturpoesie“, des Homer und des Shakespeare, die Stürmer

und Dränger, die Anbeginner der großen Zeit, die Genossen des jungen Goethe und Goethe selbst. — Aber auch in Göttingen begann der Same zu treiben, der junge Bürger gründete einen Shakespeareklub, und Percys englisches Balladenbuch ward seine Bibel. Und zu eigener Tat auf den Bahnen des edlen Volksgefanges, der reinen Gefühlsdichtung, strebte der Kreis der jungen Talente: Boß, der Idylliker und Übersetzer — Hölty, der zartere Nachfolger Klopstocks — Friz Stolberg, der spätere Freund Goethes — Leisewitz, der Dramatiker — Voie, der Redakteur des Kreises und Bürgers kritischer Intimus, das waren die wichtigsten unter den jungen Göttinger Poeten, die ihre innige Verbindung später (erst nach dem Abzug des Amtmanns Bürger) den „Hainbund“ taufte. Aber während die Freunde im Hainbunde schwärmten, ward ihnen aus Gelliehausen das Gedicht gesandt, das ihren eigentlichen und unzerstörbar lebendigen Anteil an deutscher Poesie ausmachen, das sie für einen Augenblick ebenbürtig neben die Straßburger Stürmer stellen sollte. Die Dichtung, die die Göttinger in ihrem Musenalmanach von 1773 den Deutschen zum Geschenk gaben und die mit Goethes „Göt“ sich in den Ruhm des Jahres und den Jubel der Generation teilte, das war Bürgers „Leonore“. Seltsam frei und fertig scheint diese erste volkskräftig große deutsche Kunstballade aus der Erde geschossen — kaum führt ein Weg zu ihr von den kümmerlichen Wankelsängern, mit denen Klein und Götter etwa die alte deutsche Volksballade mehr aufgeklärt verhöhnt als innerlich erneut hatten, — kaum führt noch ein Weg zu diesem brausend lebendigen Gedicht von den kunstreich zierlichen oder angestrengt robusten Reimarbeiten des Bürgerischen Anfangs. Der Wille zur ungebrochenen Wahrheit der Gefühle, zur unvernünftigen Großheit der Stoffe, zur freien sinnlichen Klanggewalt des Wortes, alles, was Klopstock geahnt, Herder gefordert hatte, das schien als fertige strahlend gepanzerte Tat aus des jungen Bürgers Haupt entsprungen. Das wilde Zwiegespräch der verzweifelnden Tochter mit der alltagsklugen Mutter —

O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit
und ohne Wilhelm Hölle! —

darf als die große Geburt dramatischer Leidenschaft in der neuhochdeutschen Sprachkunst neben den Gretchenbeten des Urfaust bestehen. Und der rasende Gespensterritt durch die Nacht —

Wie flog, was rund der Mond beschien,
wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über ihn
der Himmel und die Sterne:

bleibt in der unheimlich großen Landschaftsvision, wie in dem alles zum Fluge auflösenden Tempo auch nach Goethes „Erlkönig“ ein ganz vollkommenes Wortgefüge. Wie so lange der gebildete Verstand gewaltet hatte, da schien es plötzlich die innerste Stimme des Blutes, die das Wort wählte, den Satz ballte, den Rhythmus trieb. Sicherer noch als das deutsche Drama mit dem „Göt“ schien in diesem Jahre die deutsche Ballade neugegründet durch dies Gedicht. Bürgers

„Leonore“ war ein wahres kunstgeschichtliches Ereignis — beinahe ein Wunder.

In keinem andern seiner „episch-lyrischen Gedichte“ hat Bürger diesen großen Erstling wieder erreicht, so oft er auch (ein arg verliebter Vater aller seiner neugeborenen Kinder) glaubte, die Leonore weit übertroffen zu haben. „Der wilde Jäger“, seine zweitberühmteste Ballade, steht an Naturkraft, an musikalischer Dämonie doch weit hinter Leonore zurück, — unsern Eindruck bestimmen mehr der planvoll kunstreiche Aufbau, das starke ethische Pathos; sie ist mehr von Schillers als von Goethes Geblüt. In der versifzierten Boccaccio-Novelle „Leonardo und Blandine“ schwimmen in kraftloser Breite nur ein paar schöne Strophen; die straffere und stärkere „Pfarrers Tochter von Laubenhain“ steht motivisch zu sehr unter dem wilden Todesritte der Leonore, — sentimental, moralistisch, bürgerlich, gewinnt sie bei aller Kunst eine bedenkliche Ähnlichkeit mit der rührenden Moritat. Das gilt für unser Gefühl auch von der nur sehr äußerlich ins Rittergewand gesteckten, polternden und träneneligen, recht spießbürgerlich braven, einst aber sehr beliebten „Entführung“ („oder Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg“ — schon das trödelhaft billige Pathos dieser Namen ist fatal). Weder dies Gedicht noch die feineren Stoffe, die Bürger seinem englischen Lieblingsbuche entnahm (Bruder Graurock und die Pilgrin, das Lied von Treue, Graf Walter) haben der Phantasie des Dichters jenen tiefsten, mit allen Zauberworten großen Gefühls rüstenden Anstoß geben können, den er empfing, als ihm aus alten deutschen Volksliedmotiven die Fabel seiner „Leonore“ zusammenjaß. — Ganz vollendet in seiner Art, mit prachtvoller Laune, in behaglich rollendem Vers erzählt ist freilich „Der Kaiser und der Abt“ (auch nach englischem Original) und die noch flotteren „Weiber von Weinsberg“; aber hier, wie in den mit Recht populären, herzhafte, klar und stark vorgetragenen Jugendspiegeln „Die Ruh“ und „Das Lied vom braven Mann“, schließt doch die Art der Gedichte einen Vergleich aus mit der Ballade großen Stils, die menschliche Leidenschaften unheimlichen Klangs hinüberleitet in den dunkelen größeren Grund der Natur. An dieser Weltweite, die jede Ballade Goethes verströmt, hat bei Bürger den vollen Anteil doch nur die „Leonore“. So gerecht der Ruhm der andern erzählenden Gedichte ist, die er im folgenden Jahrzehnt verfaßte, so wichtig diese Balladen in ihrer kräftigen und reinen Fügung noch als Grundstock eines deutschen Deklamatoriums kulturell sind, — künstlerisch, mit höchstem Maßstab gemessen, sind sie doch nur Hintergrund für die große Tat der Leonore, Resonanzboden, der diesen tiefen Ton voller zurückwirft, — Geleitsleute, die einer Königin Beachtung erzwingen.

Leonore bleibt die Königin aller Bürgerischen Gedichte, aller — denn Bürgers Lyrik ist schon als Ganzes seiner Epik nicht entfernt gewachsen. Bürger, der lange Jahre an einer Homerübersetzung arbeitete, deren Proben durchaus nicht matt sind, war ein entschieden episches Talent. Sein Naturell brauchte durchaus ein Kostüm, brauchte den fahrtenreichen Weg durch

ein erträumtes Schicksal, eine erdachte Person, um die eigene schwer wühlende Leidenschaft rein aussprechen zu können. Soll er in ganz eigener Sache sprechen, so schiebt sich ihm immer wieder vergleichende Reflexion zwischen Gefühl und Wort, er gibt dann die Erlebnisse zu begrifflich hart, zu unmusikalisch, unmystisch, zu deutlich und nicht bedeutsam genug, — rhetorisch, nicht lyrisch.

Julius Bab.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

August Bürger. (Schluß.)

Daß Bürger kein Lyriker war, darf nicht aus den Produktionen seines Anfangs bewiesen werden — die ersten Gedichte des jungen Goethe zeigen auch nicht mehr. Aber bald nach seinem Amtsantritt begann für Bürger das einschneidendste seiner Erlebnisse, überkam ihn jenes Schicksal, um dessen lyrischen Ausdruck er mit aller Kraft, aller Innerlichkeit, deren er nur fähig war, gerungen hat, das alles mögliche seiner Kunst abgewinnen mußte.

Im Jahre 1774 wohnte der Dichter im Ortchen Niedeck, bei der Familie des Amtmanns Leonhardt, und im Sommer 1775 verheiratete er sich mit dessen ältester Tochter Dorothea. Der Eheschluß war einigermaßen erzwungen, denn bereits nach sechs Monaten wurde ein Kind geboren — aber gleichwohl scheint schon damals in Bürger die Liebe zu der jüngeren noch kindlichen Schwester, Auguste Leonhardt, zu keimen. Seine Ehe mit der braven, gutartigen, ein wenig trocken gezeichneten Dorothea war an sich nicht unglücklich, aber bald wuchs die Leidenschaft zu der an Leib und Seele reicher ausgestatteten, der sanften schwärmerisch schönen Schwester in ihm zu unwiderstehlicher Gewalt. Wachend und träumend begann sich sein ganzes Leben um diese eine, seine „Molly“, zu drehen, und nun kamen Jahre des Ringens und Fliehens, Entjägens und Zueinanderstürzens, bis endlich diese bitterlichen Kämpfe in eine kaum leichter zu tragende geheime Doppelehe mündeten. 1784 starb die arme tapfere Dorette, und Bürger konnte nun, kurz nach seiner Befreiung vom Amt, seiner Habilitation an der Göttinger Universität, seine Molly ehelichen. Sechs Monate seines Lebens war er sehr glücklich; dann im Januar 1786 starb seine zweite Frau, wie ihre ältere Schwester plötzlich nach der Geburt eines Kindes hinsiechend. Seitdem hat nie wieder reines Licht über Bürgers Leben gelegen. — Die ganze Geschichte dieser Liebe hat Bürger mit Gedichten begleitet, Gedichten, die voll rückhaltloser Wahrheit und heftigster Erregung — und doch keine großen Lyrika sind. Es sind „Gelegenheitsgedichte“ — aber nicht mit Goethescher Kunst ins Reich aller Seelen gehoben, weil sie sich nicht zum rein Gefühlsmäßigen gesammelt haben, weil sie in der kalten Hitze des Begriffsmäßigen kreisen und die spezielle Situation oft mit advokatorischem Eifer erörtern. Es fehlte Bürger jene tiefe mehr als sinnliche Bezogenheit „zur ganzen Welt“, durch die jede eigene Erfahrung gleichsam transparent wird, sich in ein Symbol allmenschlicher Erfahrung wandelt. Wir hören zu viel von der Angelegenheit des Privatmanns und (was stark damit zusammenhängt) vom Rang des Dichters Bürger in diesen zu begeisterten Gedichten. Er blieb immer in eng eigener Sache, solange nicht eine epische Gewandung seinem Gefühl den wohlthätigen Abstand, die Freiheit gab. Es ist charakteristisch, daß Bürger dasjenige von allen Mollygedichten, das uns heute das ergreifendste ist, seinen Balladen einreihen konnte: „Untreue über alles“ ist allerdings (obwohl ohne eigentliche Handlung) in der Märchenmetapher, mit der das lyrische Thema illustriert wird, im dialogischen Bau, in der refrainartigen Steigerung,

der stark ausgemalten Situation dem balladesken Stil verwandt; hier wird auch die Länge des vierundzwanzigstrophigen Gedichtes ein Kunstmittel, weil uns die immer wiederholte Musik dieser wiegenden Zeilen allmählich das rauschende und berauschte Fluten des Kornfeldes, das die beiden Liebenden birgt, ins Gefühl zwingt. — Sonst ist eben die Länge der Bürgerschen Liebesgedichte (von der „Elegie als sich Molly losreißen wollte“ bis zu dem „Hohen Lied“, das er 12 Jahre später der Toten als Ehrenmal errichtete) verräterisch für ihre lyrische Schwäche: es ist der Redner, der seine Begeisterung ins Breite strömen läßt, und einer in kunstvollen Vergleichen gesteigerten Quantität von Worten jene Wirkung zutraut, die der Lyriker ihrer Qualität sicher entlocken würde. Es ist eine gleichsam durch Reibung erzeugte Wärme, die diese Gedichte schließlich verströmen, nicht die Blut, die der Blitz des Genies mit einem Schlag zündet. Alle Kunst, die Bürger — ein überaus gewissenhafter und bewußter artistischer Arbeiter — auf die Musik des Verses, die Schönheit des Bildes wendet, dringt nicht in jenen Kern, wo das eigentlich lyrische Wunder geschieht, wo Wortzauber eine Privatangelegenheit zur Menschheitsangelegenheit verwandelt. Seine Pflege des Klanglichen, die so übergern mit Naturlauten arbeitet, mit dem huhu, trala, hopp hopp usw., trifft mehr das Ohr als das Herz; und die Vulgarität des Ausdrucks, die er kunstvoll bewußt pflegt, ist kein Ersatz für die adlige Schlichtheit des großen Lyrikers. Nur als Bürgers delikater Formsinn das Sonett neuentdeckte, stellte sich einige Wirkung von außen nach innen ein; der wohlthätige Zwang dieser „dichtesten“ Form hat einige seiner wärmsten, im Gefühl konzentriertesten Gedichte als Totenklagen um Molly geschaffen. Im übrigen scheinen mir kleine Gelegenheitsstücke, wie die reizenden Verse „Zum Spaz“, das einheitlich feste „Trinklied“, manch politischer Zornspruch, manch literarischer Scherz, manch lebenswürdige Epistel an Freunde über den großen feierlichen Liebesoden zu stehen: sie zeigen, was für ein starklebendiger, herzlich wohlwollender und ehrlicher Mann dieser Dichter im Kern war, den sein Schicksal in eine so überall heillose Situation gestellt hatte.

Allgemach, von vielen Seiten zugleich, in viel verschiedener Gestalt überkam das eine innerlich geforderte Schicksal seinen Mann. — Bürger war seit der „Leonore“ eine Berühmtheit in Deutschland, und die erste Ausgabe seiner Gedichte (1778 mit den hübschen Chodowickischen Kupfern) war auch buchhändlerisch ein großer Erfolg. Aber Dichten hat in Deutschland kaum je den Berühmtesten ernährt; der Erfolg der zweiten, sehr vermehrten Ausgabe von 1789 enttäuschte auch materiell. Die gemeine Not wuchs für Bürger nach der Niederlegung seines Amtes, mit dem Hinschwinden seiner Vermögensreste mehr und mehr. Auch als Dozent der Universität war seine Lage in keinem Sinne golden; in dem alten Dionysier war noch unruhiger Geist genug, um seine akademische Würde der Kollegenschaft wie der leitenden Behörde verdächtig und mißliebig zu machen. Wieder wie im juristischen Amte begann das trübe Spiel im Kreise von Not, Überdruß, Argernis,

Kränkung und Projekten, Gesuchen, Entwürfen, Fluchtgedanken. — Da kam 1790 die Katastrophe für seine soziale Situation, seinen menschlichen Halt. Vier Jahre nach Mollys Tode ging Bürger, dessen unruhige Sinne bei aller innersten Trostlosigkeit doch längst wieder unter den Frauen irrlichterten, eine neue Ehe ein. — Eine spielerisch leicht geschlossene Ehe; durch die anonyme Andichtung eines Schwabemädchens eingeleitet, von Bürger mit echt romantischer Laune als „eine artige Anekdote in der Geschichte der deutschen Literatur“ weitergeführt. Schließlich hatte sich der Dichter über alle ernstesten Einwände hinweg in eine heftige Leidenschaft hineinphantasiert und führte aus Stuttgart die Verfasserin heim. Die hübsche und begabte Elise Hahn war aber von Natur eine ausgesprochene Dirne, die den Mann fast vom ersten Tag an und mit vielen Männern fast zugleich betrog. Alle „Rettungen“ sind hier angesichts der einfachen Tatsachen läppisch. Aber „auch ein Schurk hat recht“ sagt Hebbel, und Elise hatte für sich noch anzuführen, daß sie der doppelt so alte Mann fast gewaltsam bei ihrem poetisch scherzhaften Heiratsanerbieten festgehalten hatte — und das, obwohl sie bald erkennen mußte, daß im Grunde seiner Seele nur eine Tote lebendig war: Molly. — Mit unauslöschlichen Göttinger Skandalen ging diese höchst unglückliche Ehe auseinander; sie zerrüttete nicht nur Bürgers soziale und materielle Position vollends, sie erschütterte auch sein Selbstgefühl, seine seelische Selbstsicherheit aufs gefährlichste. Von allen Gedichten ist keines in seinem menschlichen Ton so ergreifend, wie das Sonett, in dem der Dichter von Mollys Geist für diese unselige Ehe Vergeltung verlangt. — Ein paar solcher reinen, erlöschenden Klagelaute sind Bürgers letzte Kunstwerke. Sonst nur noch allerlei Schnitzelwerk für den Musenalmanach, dessen Herausgeber er seit 1778 unter vielem Verdruß war, — Übersetzungsarbeiten, Editionen (die verdienstliche des „Münchhausen“ ist darunter), Bearbeitung schlechter Dichter und anderer Brotdienst — dazwischen nur etwa ein paar starke fragmentarische Strophen, mit denen der alte Rebell den Ausbruch der großen Revolution drüben grüßt. So geht Bürgers Dichtung zu Ende.

Denn der privaten Katastrophe trat weniger eklatant, aber von Bürger kaum minder schwer empfunden, die literarische zur Seite. Dem prinzipiellen Libertiner, der doch von so vielen Instinkten gut bürgerlichen Anstands gehalten war, hatte Elise Hahn ad oculos demonstriert, was wirklich zügelloser Libertinismus sei; sein phantastisch sinnlicher Spieltrieb hatte ihm zum letztenmal einen bösesten Streich gespielt. — Nun mußte er erfahren, daß in diesem unvergeistigten ungeordneten Fortbrodeln sinnlicher Leidenschaft auch seine so stolz, so heftig geliebte Kunst nicht mehr für ganz und groß geachtet wurde von den Führern der Zeit, die längst aufgehört hatten, schwärmerische Naturalisten und rebellische Libertiner zu sein.

Der Dichter des „Götz“ und der Dichter der „Leonore“ hatten enthusiastische Bruderbriefe ausgetauscht — als aber 1783 bald nach Übersendung seiner zweiten „Gedichte“ Bürger den immer noch geliebten großen Goethe endlich in Weimar persönlich aufsuchte, da

hatte er den ganzen kalten, abwehrend höflichen Empfang, mit dem sich der Weimaraner störend Fremdes fernzuhalten wußte. Bürger machte ein paar grimmige Verse wider „Das Alltagsstück Minister“ — er begriff noch nicht, wie es gerade der Genius des Dichters war, der sich feindlich fremd von ihm abwandte, von diesem Dichter, dem das Geniewesen, das Goethe ein Ausgang gewesen war, zum Abgrund wurde.

Zwei Jahre später aber erschien in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung eine Kritik über Bürgers Gedichte, deren Verfasser Friedrich Schiller, der Dichter der Räuber, war und deren sachliche Bedeutung selbst Bürger in geheimen Stunden aufgegangen sein muß. Kleine Geister haben ihrer Art gemäß einen privaten Feindschaftsakt in dieser Rezension gesucht, die doch in ihrer großzügigen Auffassung wie in ihrem vornehmen Ton das wahre Muster einer bedeutenden Kritik ist. Wenn man nur wenig aus Schillers noch rationalistisch durchfärbter Zeitsprache in unsere Ausdrucksweise übersetzt, so enthält Schillers Diktum auch uns noch die volle Wahrheit über den Dichter Bürger: Es fehlt diesem reichen Talent für das Höchste der Kunst an einer menschlichen Qualität, einer geistigen Übermacht! Was ich vorhin das Fehlen der Transparenz, des symbolisch aufweitenden Klanges in Bürgers Lyrik nannte, was Schiller mit der mangelnden „Idealität“, dem Überwuchern des „Individuellen und Lokalen“, dem zu Undistanzierten der Affekte meint — all das kann man sehr wohl darin begründet finden, daß Bürgers starkes Temperament sich wesentlich an der sinnlichen Oberfläche der Dinge hielt, daß er im letzten Sinne eine untiefe, eine (trotz seiner zeitweiligen Begeisterung für Kant) unphilosophische Natur war. Er hat die großen Worte von Tod und Ewigkeit, Tugend und Seele nie mit erneuerndem Gefühl durchlebt, er hat sie oft und stark, aber immer nur in der Konvention der Zeit angewendet — rhetorisch. Und deshalb war er auch im Kulturellen nicht schöpferisch. Unsere „Klassiker“ aber hatten erkannt, daß das Volk, für das sie in ihrer Jugend hatten singen wollen, erst zu schaffen sei — als Kulturvolk heißt das, denn die hohen Werke für die man sich begeistert hatte, dieser Homer, dieser Shakespeare waren ja Offenbarungen einer in sich fatten Kultur. Und so begannen sie zuerst in sich, aus sich heraus Kultur und Volk zu erschaffen. Bürger sah diese Kluft nicht, er wählte mit dem bloßen Anlauf seines Gefühls dieser zerstörten deutschen Gesellschaft Volkspoesie schaffen zu können — er begriff nicht, daß im hohen Sinne Shakespeares oder Homers gar kein Volk da sei, daß man es erst aus dem eignen Geist heranzubilden müsse, und so fiel die Popularität seines Tones bald ins gebildet Leere, bald ins Plattgemeine. — Die Kunst der Klassiker stellte erst das Vorbild des Geistig-Gefühlvollen, der großen und schönen Seele auf, zu dem die Nation wachsen sollte. Und Bürger tat nicht mit an diesem wichtigsten Werk. Das alles steht (implicite oder explicite) in Schillers Rezension. Der Dichter der „Räuber“ durfte so sprechen — denn er war, von Armut, Krankheit und wildem Blute gerade wie Bürger geplagt, durch geistige Leidenschaft allein Herr seiner Situation geworden. Was

er spricht, ist Wahrheit, und so ist seine Kritik so gerecht, wie Kritik nur sein kann: das heißt sie kann vor jeder Instanz bestehen — nur nicht vor dem Daseinsrecht des Kritisierten! Eben weil den Einwand Schillers durchaus kein Geschmacks- oder Schulunterschied erklärt, weil Schiller auf das tiefste Menschliche, den letzten künstlerischen Wert Bürgers zielte — und recht zielte, eben deshalb mußte er höchst grausam ins Herz des Kritisierten treffen, das doch ein lebendig schlagendes, lebensberechtigtes, in tausendfach anderem Sinne lebenswertes war. (Das ist die tragische Schuld jedes starken Kritikers; es ist oft genug seine Pflicht, zu töten.)

Tatsächlich erlag Bürger in seinem erschütterten Selbstgefühl dieser Kritik. Er schlug mit unverständigen Entgegnungen und groben Schmähversen um sich — und kapitulierte innerlich doch so ganz, daß er, die Schillersche Meinung äußerlich mißdeutend, seine Gedichte für eine dritte (erst nach seinem Tode erschienene) Ausgabe durch schönlich glättende Korrekturen verdarb. Womit er der geistigen Höhe gleich fern blieb und sich um sein Bestes brachte, die physische Kraft, die ihn von unten emportrug, den robusten Naturkern. — In Zorn und Gram, Kummer und Elend, schweren Sorgen und langen Leiden schwand Bürger dahin. Am 8. Juni 1794 starb er. — Fünf Tage später schrieb Schiller jenen Brief an Goethe, der den Beginn ihres Bündnisses bildete, des Bundes, auf dessen Leistung heute die deutsche Kultur steht. Es ist nicht bedeutungslos, daß Goethes und Schillers Leibeserben zum Adel der Nation emporstiegen, während Bürgers Nachkommen im Proletariat versanken: zwei seiner Enkelkinder lebten um 1850 als Blumenarbeiterinnen in Leipzig. — So bis ins dritte Geschlecht rächte sich der Genius der Zeit an dem Manne, der ihm nicht genügte — und der doch kein geringer und schlechter und noch weniger ein alltäglicher Mensch war. Nur schlecht gestellt mit all seinen Gaben, und mißgeschick in all seinen Leidenschaften war er — vielleicht einer der unglücklichsten Menschen, die je gelebt.

Mehr als mit seinen glücklicheren Zeitgenossen hat Bürger gemein mit einem Vorgänger: mit dem großen deutschen Dichter Christian Guenther. Bürger hat wohl um diese Verwandtschaft gewußt, hat er doch Namen wie Versmaß seines größten Gedichtes huldigend dem Werke des andern entlehnt. Der Liebhaber Leonores ist dem Geliebten Mollys freilich als Lyriker sehr weit überlegen — Guenther, der das rastlos schweifende Leben, das Bürger oft wollte, auch wirklich geführt hat, besaß jene Inbrunst zu den letzten Tiefen, die ein Erlebnis symbolhaft durchglühen kann; seine Seele schwang immer zwischen den letzten Rätselfeln des Todes und der Zeugung, sie hatte kosmischen Klang. Und Guenther ist, wenn auch oft nur mit einzelnen Zeilen seiner Gedichte, zu den größten lyrischen Meistern der neuhochdeutschen Sprachkunst zu zählen.

Ich habe genug!
Lust, Glammen und Küsse
sind giftig und süße
und machen nicht klug.

Solche Strophe, um deren Gehalt oft genug sein Dichten

rang, ist Bürger nie geblüht: so mit der Fügung einfachster Worte, in der Führung eines erschütternd fallenden Klanges in die letzte Tiefe eines ganz unbegreiflichen Gefühls reichend.

Dafür aber — und das mag mit der immerhin größeren Stabilität seiner Art zusammenhängen — genoß Bürger der epischen Gabe, die dem Schlesier fast ganz versagt war, der fabulierenden Kraft, die passende Schicksale erbaut, um in den Worten und Taten der erdachten Menschen das eigene Gefühl zu befreien. Auf diesem üppigen Umwege der Phantasie schuf Bürger sein Meisterwerk, die epische „Leonore“. Hier reichte Bürgers irdisch starke Natur hin, um aus den Resten alter Volkskultur ein neues höheres, geistig gehaltenes und doch ganz und gar fühlbares, ein edles Volks-Kunstwerk zu erschaffen. So wurde die Leonore (mit den andern Bürgerschen Balladen, die einzeln jener nicht ebenbürtig doch im Gesamtgewicht mächtig mitwogen) Ausgang einer großen Tradition. Die ganze lyrisch-epische Poesie deutscher Sprache, auch die Schillersche und selbst die Goethesche nicht ganz ausgenommen, vor allem aber die romantische Dichtung bis zur Ballade Heines und Hebbels, steht tief in ihrer Schuld. Und diese Balladenpoesie ist noch heute der lebendig wirksame Teil der Bürgerschen Dichtung.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß das lyrische Werk des Molly-Sängers für uns einfach tot und abgetan sei. Sind diese Gedichte nicht Lyrik höchsten Ranges, Lieder, die von ihrem Ursprung gelöst in höchster Freiheit jeden zu jeder Stunde wie eigenes Leben erschüttern können — als menschliche Dokumente bleiben sie von großer Kraft, von reichem Wert. Die deutsche Literaturgeschichte braucht nur vom Dichter der „Leonore“ zu wissen, aber die Menschengeschichte soll alle diese Dokumente hüten, in denen mit größter rednerischer Inbrunst sich eine Seele ausspricht. Eine Seele, die vom Schicksal um ihre Siegesstunde wahrhaft furchtbar betrogen ward, die uns aber verehrungswürdig bleibt, weil sie Kraft und Adel genug hatte, diesen Betrug schwer bis zur Selbstvernichtung zu empfinden. Diese Verse gelten als die letzten, die Bürger geschrieben:

Ja, o ja, ich bin betrogen,
wie nur je ein Erdenmann.
Dennoch sei sich der gewogen,
welcher so wie ich betrogen
und verraten werden kann!

Julius Bab.